

ZERSTÖRTE WELTEN: Musikausübung an Leipziger Synagogen 1900–1942

Eine Spurensuche

Erste entscheidende Anregungen, mich mit dem Leben der Juden in Leipzig aus dem Blickwinkel ihrer Musikausübung zu befassen, verdanke ich dem Kabarettist und Buchautor Bernd-Lutz Lange. 1986 veröffentlichte er in den Leipziger Blättern einen Beitrag „Juden in Leipzig“, der mir abseits ideologischer Einseitigkeiten wichtige Spuren wies und mich anregte, in Archiven nach Materialien zu suchen. Wenig später entstanden – vermittelt durch Erwin Märtin, der zum Thema eine Arbeitsgemeinschaft beim Kulturbund betreute – ein Kontakt zu Wilhelm Rettich in Sinzheim bei Baden-Baden und zu Herman Berlinski in Washington.

Rettich, der in den frühen 1920er Jahren den Chor der liberalen Gemeindesynagoge leitete, war damals schon zu krank, um auf meine vielen Fragen brieflich zu antworten, doch sandte er mir einige erhellende Zeitungsartikel über sein Leben und Wirken. Zu Herman Berlinski und seiner Frau Sina entstand bald eine intensive Verbindung. In den vielen Gesprächen über Kunst und Menschlichkeit, über die unbegreifbare Geschichte des Holocaust und deren jahrzehntelange Verdrängung sowie über die Verantwortung der heute Jungen bekam ich einen Einblick über das so barbarisch zerstörte, stark differenzierte jüdische Leben in Leipzig, die Kultur der vielen damals existierenden Synagogen und Bethäuser einschließlich der Musik, die darin erklang. Unvergessen sind – neben ungezählten Briefen und bisweilen mehreren wöchentlichen Telefonaten – viele persönliche Begegnungen, darunter mit Leipziger Studenten an der hiesigen Universität.

Der folgende Beitrag entstand 1998 als Vortrag für ein Symposium an der Universität Mainz, wurde 2005 veröffentlicht und erscheint hier in stellenweise erneut redigierter Weise. Dabei wird mir immer wieder bewusst, wie wenig ich über das Thema weiß und dass es sich bei den folgenden Gedanken nur um eine Spurensuche handeln kann. Umso mehr bin ich für Hinweise, Anregungen, Kontakte sehr dankbar.

Die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig wurde 1847 in juristischem Sinne gegründet¹ und umfasste 1925 über 13000 Mitglieder. Damit war sie zu dieser Zeit die größte jüdische Gemeinde Sachsens und die sechstgrößte Deutschlands. Sie wurde durch einen hohen Anteil an osteuropäischen Migranten geprägt (etwa zwei Drittel bis drei Viertel aller Gemeindemitglieder). Diese waren nicht selten staatenlos und unterlagen komplizierten Einwanderungsprozeduren. Rechtlich befanden sie sich gegenüber den „alteingesessenen“ deutscher Staatsbürgerschaft oft erheblich im Nachteil. Religiös hielten sie überwiegend an orthodoxen und chassidischen Traditionen fest. Vom sozialen Status her gehörten sie häufig zur untersten Bevölkerungsschicht.²

Mannigfache Spannungen innerhalb der Gemeinde waren vorprogrammiert, die auch die Musikausübung an den Synagogen betrafen: beispielsweise als Anfang der zwanziger Jahre beträchtliche Geldmittel für eine umfangreiche Reparatur und Verbesserung der Ladegast-Orgel im „Tempel“ aufgewandt werden sollten, zugleich

¹ Vgl. Reinhold, Josef: Zwischen Aufbruch und Beharrung. Juden und jüdische Gemeinde in Leipzig während des 19. Jahrhunderts. Dresden 1999

² Vgl. u. a. Plowinski, Kerstin: Die jüdische Gemeinde in Leipzig auf dem Höhepunkt ihrer Existenz. Zur Berufs- und Sozialstruktur um das Jahr 1925. In: Judaica Lipsiensia. Zur Geschichte der Juden in Leipzig. Hrsg. von der Ephraim-Carlebach-Stiftung. Leipzig 1994, S. 79ff. – Höppner, Solvejg: Jüdische Einwanderer in Sachsen. In: Werner Bramke/Ulrich Heß (Hrsg.): Wirtschaft und Gesellschaft in Sachsen im 20. Jahrhundert. Leipzig 1998

aber gerade unter den eingewanderten Juden, die entsprechend ihres religiösen Verständnisses die Orgel in der Synagoge ablehnten, große existentielle Nöte bestanden und die Hilfsorganisationen häufig überfordert waren.

Der „Tempel“ und seine Kantoren

Als „Tempel“ wurde die 1855 geweihte liberale Gemeindesynagoge in der Gottschedstraße/Ecke Zentralstraße bezeichnet, die nur wenige Schritte entfernt von der Thomaskirche stand. An ihr wirkten in der Regel zwei, manchmal sogar drei Kantoren. Außerdem wurden ein Chorleiter und ein Organist fest verpflichtet. Die bekanntesten Kantoren waren im angesprochenen Zeitraum Rafael Frank und Samuel Lampel.

Rafael Frank lebte, nach Anstellungen in Simmern (im Hunsrück), Neuss (bei Düsseldorf) und Halle, seit 1903 in Leipzig. Das Haus des vielseitig interessierten Kantors und Religionslehrers, der auch malte und zeichnete, sich mit Geschichte, Literatur, Sprachwissenschaft und Typographie befasste, wurde rasch zu einem beliebten Treffpunkt für Künstler, Gelehrte, Geistliche, die intellektuelle Gespräche suchten. Sein Name ist heute weniger mit der Musikausübung verbunden als mit einer typographischen Erfindung, nämlich der Entwicklung hebräischer Schriftlettern, die nach dem Erfinder und der an der Realisierung beteiligten Schriftgießerei „Frank-Rühl-Heräisch“ genannt wurde.³

Samuel Lampel kam 1914 nach Leipzig⁴, wo er bis zur Deportation 1942 als Kantor und seit Oktober 1927 als Oberkantor des „Tempels“ wirkte. Außerdem unterrichtete er an der Ephraim-Carlebach-Schule, einer 1912 gegründeten Lehreinrichtung, welche auf spezifische religiöse Bedürfnisse der jüdischen Bevölkerung Rücksicht nahm, indem an Feiertagen schulfrei war und neben dem allgemeinen Lehrprogramm auch jüdische Geschichte und Religion gelehrt wurden.⁵

Lampels Kantorentätigkeit fand in besonderer Weise Ausdruck in einer Sammlung von „57 [...] Nummern aus der Sabbath- und Festtagsliturgie“⁶, die 1928 im Kommissionsverlag von M. W. Kaufmann erschien und „Originalkompositionen und Bearbeitungen alter Melodien und Motive“ für Kantor, gemischten Chor und ad libitum Orgel enthält. Ihr Titel lautet *Kol Sch'muel* (Die Stimme Samuels); sie scheint nur noch in sehr wenigen Exemplaren in der Welt erhalten zu sein.⁷ Die Veröffentlichung ist unmittelbar aus der lokalen liturgischen Praxis hervorgegangen,

³ Vgl. Tamari, Ittai Joseph: Rafael Frank und seine hebräischen Druckschriften. In: *Judaica Lipsiensia*, S. 70ff.

⁴ Lampel wurde am 3. Februar 1884 in Berlin geboren. Er wuchs zunächst bei Pflegeeltern in Berlin auf. 1895 veranlaßte ein Wohltätigkeitsverein, dass er in die Israelitische Erziehungs-Anstalt Ahlem bei Hannover aufgenommen wurde. Diese Einrichtung besuchte er vom 1. August 1895 an für anderthalb Jahre. Danach wechselte er an die „Meier Davidsche Stiftungsschule“. Ostern 1899 wurde er in die Vorbereitungsklasse der Lehrerbildungsanstalt in Hannover aufgenommen. Ostern 1901 absolvierte er die Aufnahmeprüfung ins Pädagogische Seminar, wo er drei Jahre lang studierte. Ostern 1904 legte er die erste Lehrerprüfung ab und wurde an der Israelitischen Erziehungsanstalt zu Ahlem eingestellt. Dort unterrichtete er „24 Wochenstunden“ und war „in den Klassen 1 und 4 Klassenlehrer“. Am 1. April 1914 wurde er von seiner Lehrtätigkeit beurlaubt, um an der Berliner Musikhochschule weiterführende Studien zu treiben. Noch im gleichen Jahr ging er nach Leipzig. (Vgl. die handschriftlichen Lebensläufe von Samuel Lampel vom 27. Juni 1904 und vom 9. Juni 1914 sowie Aktennotizen in: HStAH Hann 180 Hann e4 Nr. 9. Die Kenntnis der Quelle verdanke ich Herrn Dr. Hans-Dieter Schmid vom Historischen Seminar der Universität Hannover).

⁵ Weiterführend: Kowalzik, Barbara: *Das jüdische Schulwerk in Leipzig 1912–1933*. Köln/Weimar/Wien 2002

⁶ Jaffé, Max: Ein synagogal-musikalisches Werk des Oberkantors unserer Gemeindesynagoge. *Gemeindeblatt* 20/1928, S. 3

⁷ Mir liegt eine Kopie der Universität Jerusalem vor. Prof. Dr. Hans Seidel, emeritierter Professor der Universität Leipzig, hat sie mir von einer seiner zahlreichen Reisen nach Israel mitgebracht, wofür ich ihm sehr danke.

wie übrigens auch die Zusammenstellung *Schiré beth Jaakow*, die 1880 von den Leipziger Kantoren Louis Liebling und Bernhard Jakobsohn erarbeitet worden war.⁸

Seit seinem Amtsantritt strebte Lampel danach, die weit verbreiteten Kompositionen und Bearbeitungen aus dem 19. Jahrhundert, namentlich von Lewandowski und Sulzer, durch „modernere“ zu ersetzen oder wenigstens zu ergänzen. Max Jaffé, ebenfalls seit 1914 am „Tempel“ angestellt, hat dem Anliegen und der Rezeptionsgeschichte der Stücke nach deren Veröffentlichung einen ausführlichen Artikel gewidmet. Darin erinnerte er sich, „sozusagen [als] Ohrenzeuge“, der zunächst skeptischen Haltung der Gemeinde: „Von der Chorempore und der Orgel her“ seien „an das Ohr der betenden Gemeinde mit einem Male Melodien und Harmonien“ gedrungen, „die aufmerken ließen, die nicht mit ‚Süßem Schmelz‘ beinahe einlullend wirkten, wie man’s jahrelang gewohnt war, sondern die mit herben Intervallen, mit kräftigen Akkorden, mit farbigem Wechsel der Tonarten hier die Ergriffenheit eines gottesdurchdrungenen Beters, dort den Schrei eines erschütterten Herzens wiedergaben. [...] Die neue Tonsprache führt [...] hinein in den Stil des wiederbelebten Bach, der Zeit Max Regers und anderer. Und das ist’s, was so schwer verstanden wurde, wenigstens von der breiten Masse.“⁹

Inzwischen hätten sich jedoch „verschiedene Piecen Lampel-Kompositionen, die an Sabbaten und Festtagen in unserem Gotteshaus erklingen, fest in die Herzen der Betergemeinde gepflanzt“; und „was noch vor einiger Zeit allzuherb und fremd klang“, würde „heute als Ausdruck erhabener Weihe empfunden“. Es sei darüber hinaus „sicher, daß die volle Erkenntnis des Wertes dieser neuen Synagogenmusik der Generation vorbehalten sein wird, die in den Klängen der allgemeinen modernen Musik groß geworden ist und der die Romantik des Mendelssohnstils unerträglich wird.“¹⁰

Auch Kantoren anderer Städte äußerten sich anerkennend über die Sammlung, so Emanuel Kirschner aus München und Theodor Fränkel aus Nürnberg. Allerdings ruht das Klanggewand der Sätze – aus heutiger Sicht betrachtet – stärker im 19. Jahrhundert, als es Lampel selbst vorgeschwebt haben dürfte. Und die beschriebene Nähe zur „allgemeinen modernen Musik“ bleibt zu differenzieren. Damit verbindet sich aber ein grundsätzliches Problem, das nicht minder die Musik anderer Religionen betrifft, nämlich das Verhältnis gottesdienstlich gebundener Musik zur zeitgenössischen Kompositionspraxis.

Lampel setzte sich dafür ein, auch Nichtjuden für die Kultur der Synagogen zu interessieren. Zu diesem Zweck führte er gemeinsam mit dem Rabbiner, dem Chorleiter und dem Organisten spezielle Führungen und Vorträge im „Tempel“ ein, übrigens auch regelmäßig für Studenten des Kirchenmusikalischen Instituts der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Sachsens¹¹. Daneben nutzte er das noch junge Medium Rundfunk. Von spätestens 1927 bis Anfang der dreißiger Jahre

⁸ Leider konnte ich bislang weder ein Exemplar der Sammlung noch genauere Angaben finden. So muss auch offen bleiben, ob diese Zusammenstellung nur handschriftlich existiert hat oder ob sie veröffentlicht wurde. Hat sich ein (das) Exemplar noch in der Synagoge Gottschedstraße befunden, als selbige in den Morgenstunden des 10. November 1938 mitsamt allen Kulturgegenständen, der Inneneinrichtung usw. niedergebrannt wurde?

⁹ Jaffé: Ein synagogal-musikalisches Werk, S. 3

¹⁰ Ebenda, S. 3f.

¹¹ Synagogenbesuch von Nichtjuden. Gemeindeblatt der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig 27/1927, S. 3f. Umgekehrt blieb es – wie aus dem Gespräch mit Herman Berlinski hervorgeht – offenbar jüdischen Studenten verwehrt, am Kirchenmusikalischen Institut zu studieren, es sei denn, sie waren bereit, sich taufen zu lassen, was den Austritt aus der Israelitischen Religionsgemeinde bedeutete. An späterer Stelle wird noch erwähnt, dass der Organist des „Tempels“, zumindest im 20. Jahrhundert, meist nichtjüdischer Herkunft war und dass auch im Chor der liberalen Synagoge sowohl jüdische als auch nichtjüdische Sängerinnen und Sänger wirkten.

erarbeitete er für die MIRAG, die Mitteldeutsche Rundfunk A. G., Funkstunden mit Synagogenmusik, welche von vornherein für ein breites Publikum angelegt wurden.¹² Die Sendungen folgten bestimmten thematischen Schwerpunkten: So galt eine Serie beispielsweise der „historischen Entwicklung der Synagogenmusik“, eine andere war anhand der Leipziger Praxis dem liturgischen Repertoire der verschiedenen jüdischen Feste gewidmet. Es ist anzunehmen, dass die musikalischen Beispiele wie die einführenden Kommentare original übertragen wurden. Allerdings muss offen bleiben, ob die Musik aus dem „Tempel“ gesendet oder stillschweigend auf einen möglicherweise – für Rundfunkzwecke – akustisch günstigeren Raum ausgewichen wurde. Schallplatten mit Aufnahmen aus dem „Tempel“, die zum Einsatz hätten gelangen können, lagen nicht vor. Ebenso wenig lassen sich Indizien finden, dass auf vorhandene Tonträger mit Synagogenmusik aus anderen Gemeinden zurückgegriffen wurde. Im Vorfeld mehrerer Sendungen veröffentlichte Lampel im Gemeindeblatt, welches seit 1925 erschien, einführende Artikel.

Darüber hinaus unterstützte er die Organisation von Synagogenkonzerten, in denen neben synagogaler Musik auch Kompositionen christlicher Tradition oder allgemeinen geistlichen Charakters aufgeführt wurden, zudem Instrumentalwerke von Bach bis Bloch. Lampel selbst trat häufig als Sänger auf. Außerdem wurden Solisten der Oper, des Gewandhauses, des Konservatoriums und Freiberufler verpflichtet. Nicht selten fanden die Konzerte als Benefizveranstaltungen für jüdische Organisationen statt. Sie wurden auch von nichtjüdischem Publikum besucht und gelegentlich in Musikzeitschriften, etwas der Zeitschrift für Musik, rezensiert.

Chorleiter und Organisten

Spätestens seit 1865 wurde neben den Kantoren ein Chorleiter fest angestellt. Dieser war laut Anstellungsvertrag verpflichtet, „zu allen Sabbat- und Festgottesdiensten und ausserdem zu allen Gottesdiensten, bei welchen die Mitwirkung des Synagogenchores vom Gemeindevorstand angeordnet wird, den Chor zu leiten und alle erforderlichen Proben abzuhalten“. Hinzu kamen „Bestattungen und Trauungen“. Ausdrücklich gefordert wurde, den Chor auf „einer angemessenen künstlerischen Höhe“ zu halten. Damit war gemeint, die Mitglieder „insbesondere zur Ausführung mehrstimmiger Gesänge ohne Begleitung“ zu befähigen.

Dass dies ausdrücklich gefordert wurde, resultierte aus der oft schwankenden Qualität des Chores, der nicht selten auf Aushilfen angewiesen war. So sang nicht nur zur Eröffnung der Synagoge ein Vokalensemble aus Thomanern. Auch in der Folgezeit mussten Thomaner offenbar wiederholt oder gar regelmäßig aushelfen, eine Praxis, die auf Kritik des Gemeindevorstandes stieß, zumal terminliche Überschneidungen beträchtliche Unsicherheiten zur Folge hatten. Seit der Anstellung von Salomon Jadassohn 1865 fanden Studenten des Konservatoriums zum Synagogenchor.¹³

¹² Vgl. u. a. Lampel, Samuel: Synagogale Musik im Leipziger Rundfunk. Gemeindeblatt der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig vom 6. Dezember 1929, nachgedruckt in: Triangel. Das Programmjournal (mdr-kultur), September 1998, S. 42 f. Vgl. außerdem: Schinköth, Thomas: Aus dem „Tempel“: Funkstunden mit Synagogenmusik. In: Triangel September 1998, S. 36ff.

¹³ Neue Details zur Musikausübung an der Gemeindegemeinde-Synagoge, vor allem zur Ära von Kantor Bernhard Jacobsohn (bis 1907) finden sich in meinem Versuch: An seinem Weg die Synagoge? Musik in der Leipziger Gemeinde-Synagoge zur Zeit Mahlers – Eine Spurensuche. In Claudius Böhm (Hrsg.): Mahler in Leipzig. Altenburg 2011: Kamprad, S. 205ff. Darin geht es u. a. um Probleme der liturgischen Musikausübung, über das Repertoire am „Tempel“ im 19. Jahrhundert, Orgel und Organisten, Folgen der Spannungen zwischen „alteingesessenen“ und osteuropäischen Juden für die Musikausübung,

Eine gewisse Kontinuität schien die Chorarbeit unter Leitung von Barnet Licht zu erlangen. Licht war ein erfahrener Chordirigent, der in Leipzig mehrere große Volkschöre leitete, die Musikabteilung des Arbeiter-Bildungs-Instituts betreute und als Musikpublizist tätig war. Er stammte aus Wilna, hatte in New York als Synagogen-Organist und Sänger gewirkt und lebte seit 1898 in Leipzig, wo er studierte und fortan dem städtischen Kulturleben eng verbunden blieb. Es ist kaum übertrieben, ihn als eine zentrale Persönlichkeit zu bezeichnen.¹⁴

Licht übernahm die Leitung des Synagogenchores im Herbst 1924, als Nachfolger des Komponisten und Kapellmeisters Wilhelm Rettich.¹⁵ Das Repertoire des Chores lässt sich anhand eines Synagogenkonzertes andeuten, das im März 1926 zum Besten der Wohlfahrtspflege innerhalb der Israelitischen Religionsgemeinde im „Tempel“ veranstaltet wurde: mit Kompositionen von Rossi, Händel, Lampel, Jadassohn und Arnold Mendelssohn. Neben den Chordarbietungen erklangen Arien aus Oratorien von Felix Mendelssohn Bartholdy und eine Sonate Corellis, begleitet von der Orgel. Außerdem spielte der Organist Werke Bachs.

Als Organisten wurden am „Tempel“, von dem kurzzeitig amtierenden Benno Kantrowitz (Kantorowitz)¹⁶ abgesehen, wohl überwiegend nichtjüdische Musiker angestellt. Über einen längeren Zeitraum wirkte Hans Hiller (1873–1938). Er stammte aus Breslau, wo sein Vater Kirchenmusikdirektor war. Nach dem Studium am Leipziger Konservatorium wurde er Organist an St. Markus (1895/1900) und danach an der Friedenskirche in Leipzig-Gohlis. Als Komponist legte er ein umfangreiches Schaffen vor, das zuvorderst von protestantischen Traditionen bestimmt wurde. Dazu gehören A-cappella-Motetten, geistliche Lieder und Weihnachtsmusiken ebenso wie umfangreiche Choralkantaten für Soli, Chor, obligate Melodieinstrumente, Orgel und Gemeindegesang. Darüber hinaus schrieb er weltliche Solo- und Chorlieder und einige Instrumentalwerke. Das bei Otto Junne in Leipzig erstmals herausgegebene, 1893 im Amadeus-Verlag Winterthur nachgedruckte *Andante religioso für Flöte (oder Violine) mit Begleitung der Orgel (oder des Pianoforte oder Harmonium)* wurde auch im „Tempel“ aufgeführt.

Musik an orthodoxen Synagogen

Jahrzehntelang gab es in der Leipziger Gemeinde nur einen liberalen Gemeinderabbiner. Erst 1917 wurde auch ein orthodoxer beauftragt: Dr. Ephraim Carlebach. Zunächst nahm er lediglich die Aufgaben wahr, bis er 1924 fest angestellt wurde.¹⁷ Damit reagierte der Gemeinderat auf lange verdrängte Bedürfnisse und Forderungen. Rabbiner Felix Goldmann schrieb 1930 rückblickend: „Die ‚Israelitische Religionsgemeinde‘ [...] nahm auf die damals“, zum Zeitpunkt der

Aufgaben des „Psalterion“-Chores u. a. Nachdrücklich empfehle ich den im gleichen Buch erschienenen Beitrag von Steffen Held: Mahler und die Leipziger Judenheit, ebenda S. 195ff.

¹⁴ Weiterführendes in Schinköth, Thomas: Musik als Lebenshilfe. Altenburg 2000

¹⁵ Vgl. Schinköth, Thomas: „König Tod“: Der Komponist und Rundfunk-Kapellmeister Wilhelm Rettich. Triangel 6/1998 (Programm-Zeitschrift des mdr-kultur)

¹⁶ Benno (auch Benjamin) Kantrowitz (auch Kantorowitz) wurde 1876 in New York geboren. Seit 1898 lebte er in Leipzig, studierte am Königlichen Konservatorium u. a. bei Salomon Jadassohn, Adolf Ruthardt, Hans Sitt und Arthur Nikisch. Sein Debüt als Dirigent gab Kantrowitz in einem Konzert des 1919 von Hans l'Hermet gegründeten Philharmonischen Orchesters, u. a. mit Schumanns Klavierkonzert a-Moll und Beethovens Chorfantasie. Über zwanzig Jahre – bis zum erzwungenen Berufsverbot – wirkte der vielseitig begabte und interessierte Künstler, der wichtige Anregungen auch von Max Reger und Hermann Kretzschmar empfangen hatte, als Lehrer und Musikdirektor in Leipzig. Einige Zeit leitete er am „Tempel“ den von Jadassohn gegründeten Chor „Psalterion“ und übernahm an der Synagoge Organistenaufgaben.

¹⁷ Vgl. dazu Kowalzik, Barbara: Wir waren eure Nachbarn. Die Juden im Waldstraßenviertel. Leipzig 1996, S. 63

Gemeindegründung, „schon zahlreichen Ausländer, die sich im wesentlichen mit der Orthodoxie deckten, nicht die geringste Rücksicht. Alle ihre Institutionen waren liberal. Ein liberaler Rabbiner wurde angestellt, der Unterricht wurde im liberalen Sinne erteilt [...]. Als im Jahre 1855 eine Synagoge gebaut wurde, war es selbstverständlich, daß sie eine Orgel bekam, und daß der Gottesdienst nach liberaler Vorschrift verkürzt und geändert wurde. [...] Orthodoxe Ausländer durften den Gottesdienst besuchen, wenn sie sich mit der Orgel abfanden, sie durften ihre Kinder in den Religionsunterricht senden, wenn sie zuließen, daß sie ohne Kopfbedeckung hebräische Gebete übersetzten, sie konnten sich auf dem Friedhof der Gemeinde begraben lassen. Aber Toleranz in höherem Sinne übte man nicht. Man schuf keine Institutionen, die auch der Orthodoxe ohne Gewissensbedenken benutzen konnte, und man schloß den Ausländer von jeder Bestimmung in Gemeindeangelegenheiten schroff aus. So schufen denn die Ausländer wenigstens in kleinen Rahmen ihre Einrichtungen.“ Erst allmählich „bahnte sich [...] ein Wandel der Gesinnung an. [...]“¹⁸

Seit der Jahrhundertwende wurden in Leipzig, neben bereits bestehenden oder später begründeten Betstuben orthodoxer Juden, mehrere Synagogen erbaut, in denen Gottesdienste nach orthodoxem Verständnis abgehalten wurden. Nur drei seien an dieser Stelle genannt: die noch heute existierende Brodyer (oder Talmud-Thora-) Synagoge, die Ohel-Jakob-Synagoge und, ganz in der Nähe vom „Tempel“, die Ez-Chaim-Synagoge.

An der zuletzt genannten, aufgrund einer großzügigen Spende von Chaim Eitingon erbauten und 1922 geweihten Synagoge, der größten orthodoxen in Sachsen, wirkte der wohl berühmteste Kantor von Leipzig: Nahum (Nathan, Nochim) Wilkomirski. Er war Jahrgang 1885¹⁹ und stammte aus Litauen. Zeitzeugen teilen übereinstimmend mit, dass er ob seiner außergewöhnlichen Stimme „zu den großen Kantoren seiner Zeit“ gehört habe und „auch außerhalb seines Wohnortes bekannt und berühmt“ gewesen sei.²⁰ Erwähnung findet er sogar in Hans Reimanns 1929 erschienenen Stadtführer *Leipzig. Was nicht im Baedeker steht*. „[...] Tritt ein. Wenn du Glück hast, ist Festtag und rechts an der Tafel steht: ‚Heute betet Wilkomirsky‘. Was Rosenblatt in New York und Fleischmann in Köln, das bedeutet Wilkomirsky den Juden in Laibzj.“²¹ Auch in Artikeln, die zum Ableben Wilkomirskys in Kalifornien erschienen, war die Rede vom „bedeutenden Kantor aus Europa und Massachusetts“, von der „Wonne seines reichen Tenors, seiner atemberaubenden Singtechnik und seiner

¹⁸ Zit. nach: Aus Geschichte und Leben der Juden in Leipzig. Festschrift zum 75jährigen Bestehen der Leipziger Gemeindegemeinde. Leipzig 1930 (Fotomechanischer Nachdruck Berlin 1994), S. 77f. – Zum ungleichgewichtigen Wahlrecht, das auch Herman Berlinski in seinen Erinnerungen anspricht, ist in Solvejg Höppners und Manfred Jahns Studie über Jüdische Vereine und Organisationen folgendes zu lesen: „In Leipzig besaßen zwar die Gemeindeglieder deutscher und ausländischer Staatsangehörigkeit das aktive Wahlrecht; doch während den Juden mit deutscher Staatsangehörigkeit 25 von insgesamt 33 Gemeindevorordnetensitze zugesprochen wurden, durften die Ausländer nur 8 Verordnete in den Gemeinderat wählen. Außerdem legte die gültige Wahlrechtsordnung fest, daß mindestens 25 Mitglieder der Gemeindevorstellung deutsche Staatsangehörige sein mußten. Der Anteil der Ausländer an der Gesamtzahl der eingetragenen Wahlberechtigten betrug bei der Gemeindevorstellungswahl vom 6. Dezember 1925 etwa 68 Prozent.“ Solvejg Höppner/Manfred Jahn: Jüdische Vereine und Organisationen in Chemnitz, Dresden und Leipzig 1918 bis 1933. Ein Überblick. Dresden 1997, S. 9

¹⁹ In diversen Quellen sind unterschiedliche Geburtsjahre angegeben: 1884 und 1885. In der Kartei der Israelitischen Religionsgemeinde findet sich 8.11.85 als Geburtstag, dahinter mit Schrägstrich 1.1.84, dieses Datum allerdings ist (später?) durchgestrichen worden. Spätere Quellen geben wieder 1.1.84 an, vgl. Fußnote 35.

²⁰ Kreutner, Simson Jakob: Mein Leipzig. Gedenken an die Juden meiner Stadt. Leipzig 1992, S. 64. Vgl. auch Samson, Schlomo: Zwischen Finsternis und Licht. 50 Jahre nach Bergen-Belsen. Erinnerungen eines Leipziger Juden. Jerusalem 1995, S. 39: „[...] einer der großen Vorbeter seiner Zeit [...]“

²¹ Reimann, Hans: Leipzig. Was nicht im Baedeker steht. München 1929. Fotomechanischer Nachdruck Leipzig 1995, S. 30f.

Meisterschaft in den traditionellen Liturgien und Chazanut“.²² Wilkomirski war auch an anderen Synagogen als Kantor zu Gast.

An der Ez-Chaim-Synagoge, der seinerzeit größten Synagoge Leipzigs, gab es wie am „Tempel“ einen Chor. Allerdings handelte es sich nicht um ein gemischtstimmiges Ensemble, sondern – orthodoxen Traditionen folgend – um einen ausschließlich aus Knaben- und Männerstimmen bestehenden Chor. Ebenso existierte ein Chor an der Ohel-Jakob-Synagoge.

Die Leitung beider Chöre – an der Ez-Chaim- und an der Ohel-Jakob-Synagoge – übernahm ab 1928 ein festangestellter Chorleiter: Fabian Gonski. Gonski war darüber hinaus beteiligt an der Gründung des Jüdischen Gesangsvereins „Hasamir“ (Nachtigall), den er ab 1930 gemeinsam mit dem Geiger und Musikkritiker Musja Gottlieb, später mit dem Chorleiter, Publizisten und Pädagogen Sally Rabinowitz leitete.²³ In diesem Chor seien – berichtete die Leipziger Jüdische Wochenschau – „jüdische-politische und soziale Unterschiede“ vollständig vergessen. Allein der „Dienst“ im Sinne der „hohen Kunst“ stehe im Mittelpunkt. „Wir wollen Konzerte veranstalten, nicht nur in Leipzig, sondern auch auswärts. [...] Wir wollen alle Gesangswerke, welche Bezug nehmen auf jüdische Kultur, sei es in deutscher oder in hebräischer Sprache, in unseren Arbeitsbereich ziehen und ordentlich studieren.“²⁴

Große Anziehungskraft übten in der Ohel-Jakob-Synagoge die Chanukka-Feiern, die von Oberkantor Salomon Kupfer musikalisch reich ausgestaltet wurden. Bei diesen wirkten neben dem Chor meist auch Instrumentalisten mit, zum Beispiel der erwähnte Geiger Musja Gottlieb und der 1907 in Kiew geborene Elichu Rudiakow, Klavierstudent des Leipziger Landeskonservatoriums.

An der Brodyer Synagoge, die sich ab 1904 in der Keilstraße befand und vom Talmud-Thora-Verein verwaltet wurde (deshalb auch Talmud-Thora-Synagoge), wirkte ab 1898 Hillel Schneider als Kantor, später Oberkantor. Wie Josef Kober, der Kantor des Synagogen-Vereins *Schare Zedek*, war er zugleich als „schochet“ (Schächter) tätig, darüber hinaus der wohl berühmteste Leipziger „mohel“ (Beschneider). Er genoss großes Ansehen in der Gemeinde.

Die Betstube in der Leibnizstraße 24, der von 1919 bis 1934 von Rabbiner Israel Friedmann vorstand, folgte chassidischen Traditionen. Der Chassidismus, eine mystisch-religiöse Bewegung aus den armen und entrechteten Schichten Südostpolen, war stark emotional geprägt und stellte die Freude in den Mittelpunkt. Er bezog den Tanz als Ausdrucksmittel ein. Gebetet werden konnte überall, nicht mehr nur in der Synagoge: Es musste nur bewusst geschehen. Diese Haltung, zu der auch eine bis zur Ekstase gesteigerte Leidenschaft des religiösen Ausdrucks gehört, stieß auf viele Kritiker.

Simson Jakob Kreutner zeichnet ein plastisches Bild des „prunkvollen Hofes“, an dem während der „Sabbattage [...] etwa zwanzig Familienhäupter nebst ihrer Kinderschar“ beteten. „An den Feiertagen und insbesondere an den hohen, stieg die Zahl der Betenden an. Boyaner Chassidim, die in anderen Städten Deutschlands lebten, sowie Förderer des Hofes und Verehrer des Rebbe in Leipzig stellten sich

²² Für die Übermittlung der leider undatierten Beiträge danke ich Prof. Dr. Herman Berlinski aus Washington sowie der Enkelin Wilkomirskis.

²³ Gonski wurde „für jüdische und synagogale Gesänge“ berufen. Neben den beiden Chorleitern Gonski und Gottlieb stand dem *Jüdischen Gesangsverein „Hasamir“* ein künstlerischer Beirat zur Seite, dem angehörten: Dr. Baruch, Frieda Gottlieb (Pianistin, Gattin von Musja Gottlieb), Hella Mandelbrot (Pianistin), Afrem Kinkulkin (Violoncellist, Konzertmeister des Philharmonischen Orchesters Leipzig), Dr. Sally Rabinowitz und Santo Sonini (Konzertsänger). Vgl. dazu: Horn, Claudia: Musik im Umkreis der Leipziger Juden – ein Beitrag zu Pflege und Historie. Diplomarbeit (Typoskript) Leipzig 1994, S. 25f.

²⁴ Leipziger Jüdische Wochenschau 11/1930, S. 4f.

zu den regelmäßigen Besuchern.“²⁵ Trotz der vergleichsweise geringen Zahl an Betern konnte sich der Hof einen eigenen Kantor halten: Reb Pinje Spector (Spektor). „Er entzückte jedesmal die Betergemeinde mit seinen Weisen und mit seinem melodisch einschmeichelnden Vortrag der Gebete. In vielen Häusern Leipzigs wurden seine Kompositionen nachgesungen.“²⁶

Der „Hof“ in der Leibnizstraße stand namentlich zum „Fest der Gesetzesfreude“ im Mittelpunkt des „ganzen jüdischen Leipzig“. Kreutner überliefert die große Anziehungskraft der feierlichen Riten mit ekstatischen Gesängen und Tänzen.²⁷ Seine Erinnerungen werden durch andere Zeitzeugen bestätigt, die einmal im Jahr den „Hof“ besuchten, um „Simchat Tora mitzuerleben, zu trinken und den chassidischen Tanz zu tanzen“.²⁸

Pinje Spector war darüber hinaus auch als Vorbeter in der Ahavas-Thora-Synagoge in der Färberstraße 4–6 tätig, die den „Mittelpunkt des religiösen Lebens vieler ostjüdischer und zionistischer Familien des Viertels“²⁹ bildete. Dort leitete er auch einen Chor.

Mehrere Leipziger Kantoren auch der orthodoxen Synagogen traten – neben ihren liturgischen Verpflichtungen – in Konzertsälen auf, um einem allgemein interessierten Publikum Synagogenmusik näherzubringen. Zu ihnen gehörten Salomon Stern, Oberkantor an der Ohel-Jakob-Synagoge und Vorgänger von Salomon Kupfer – der 1927 auch eine Konzertreise durch England unternahm³⁰ – und Pinje Spektor, der auch komponierte (Psalmvertonungen, Instrumentalstücke).

Solche öffentlichen Konzerte fanden keineswegs ungeteilte Zustimmung in der Gemeinde. Vor allem wenn religiöse Gesänge im Konzertsaal und nicht in der Synagoge gesungen wurden, entzündeten sich kritische Stimmen. Besonders heftig waren die Reaktionen, als ein schwarzer Kantor aus New York in Leipzig gastierte: „Es ist in letzter Zeit öfter vorgekommen, daß in Leipzig wie auch in anderen Städten des Reiches Kantoren öffentlich in Konzertsälen auftraten und – z. T. mit amerikanischer Propaganda – es sei nur an das Auftreten des amerikanischen Negerkantors kürzlich erinnert – religiöse Melodien zu Gehör brachten. Wir schließen uns den zahlreichen jüdischen Pressestimmen an, die diese geschäftliche Ausnutzung religiöser Stimmungen und Gefühle als Geschmacklosigkeit ablehnen. Wer die Melodien der Sabbat- und Festtage hören will, der wird andächtig das Gotteshaus aufsuchen.“³¹

1931 nahm Salomon Kupfer eine Einladung des Senders Hilversum zu einem Radiokonzert an. Die Übertragung wurde in der Leipziger Jüdischen Wochenschau angekündigt: „Oberkantor Salomon Kupfer, von der Ohel-Jakob-Synagoge, Leipzig, gibt am 4. März 1931 8 Uhr abends ein Radiokonzert mit Chor, zu dem er nach Amsterdam ‚Hilversum VARA.‘ eingeladen wurde. Radiohörern mit Fernempfang machen wird darauf besonders aufmerksam und sollten sie nicht verabsäumen, sich dieses Konzert anzuhören.“³²

²⁵ Kreutner: Mein Leipzig, S. 74

²⁶ Ebenda

²⁷ Ebenda, S. 76f.

²⁸ Vgl. die Erinnerungen von Herman Berlinski

²⁹ Kowalzik, Barbara: Wir waren eure Nachbarn, S. 107. Vgl. auch Solvejg Höppner/Manfred Jahn: Jüdische Vereine und Organisationen in Chemnitz, Dresden und Leipzig 1918 bis 1933, S. 25

³⁰ Gemeindeblatt der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig 11/1927, S. 7

³¹ Ebenda, S. 4

³² Leipziger Jüdische Wochenschau 4/1931, S. 6. Mehrere Aufnahmen von Salomon Kupfer, zum Teil mit Chor, sind enthalten auf CDs zu: Horst J. P. Bergmeier, Ejal Jakob Eisler, Rainer E. Lotz: Vorbei ... Dokumentation jüdischen

Die Leipziger Gemeindegewanderten und Chorleiter Barnet Licht waren 1927 an der Konzeption einer Jüdischen Musikwoche beteiligt, die in Frankfurt a. M. im Rahmen der Internationalen Musikausstellung Musik im Leben der Völker stattfand. Allerdings stieß die endgültige Realisierung des Projektes bei den geistigen Urhebern auf deutliche Kritik. Zwar würdigten diese die Frankfurter Atmosphäre, monierten aber – neben der Programmfolge der Konzerte –, dass der Russland und Polen zugeordnete Teil der Exposition vollständig unterdrückt worden war. Dadurch entstand ein schiefes, einseitiges Bild der Musikausübung an den Synagogen, ja des jüdischen Lebens überhaupt, zumal vor dem Hintergrund des großen Anteils osteuropäischer Migranten in Leipzig und der beschriebenen Machtverhältnisse in der Gemeinde.

Ausgrenzung und Verfolgung

Seit 1933/34 fanden an den Leipziger Synagogen, namentlich am „Tempel“, verstärkt Konzerte statt. Sie wurden von Instrumentalisten und Sängern gestaltet, die aus dem öffentlichen Musikleben sukzessiv ausgegrenzt wurden, unabhängig von einer eher routinemäßigen kurzzeitigen Aufnahme in die Reichsmusikkammer. Zumeist fanden diese Konzerte unter dem Dach des *Vereins für jüdische Kunstpflege* und ab Anfang 1935 des *Jüdischen Kulturbundes* statt.³³

Barnet Licht, Chorleiter des „Tempels“, fasste interessierte professionelle und Laien-Musiker in zwei Klangkörpern zusammen: einem *Collegium musicum jüdischer Musikliebhaber* und einem Vokal-Ensemble *Psalterion*. Die Bezeichnung *Psalterion* sollte möglicherweise an Lichts Konservatoriums-Lehrer Salomon Jadassohn erinnern, der während der Zeit seiner Anstellung am „Tempel“ einen gleichnamigen Chor geleitet hatte. Der neue Psalterion-Chor, der von Licht geleitete, stellte wohl eine Erweiterung des Synagogenchores dar. Er sang in den Gottesdiensten und wirkte in Konzerten am „Tempel“ mit.

Das Repertoire wurde von wachsenden äußeren und inneren Zwängen geprägt. Davon zeugen die Auseinandersetzungen über die Rolle des jüdischer Traditionen innerhalb der Kulturbund-Veranstaltungen, welche prinzipiell nur für eingeschriebene jüdische Mitglieder stattfanden (mit kurzzeitiger Ausnahme für nichtjüdische Ehepartner), mit aufwendiger Überwachung durch die Gestapo. Die Kontroversen wurden einerseits durch die mannigfaltigen religiösen, kulturellen und politischen Bindungen der Kulturbund-Mitglieder geschürt: Die einen forderten, sich das Recht auf das europäische kulturelle Erbe nicht verbieten zu lassen, die anderen sahen in der verstärkten Besinnung auf „jüdische Traditionen“, was immer sie darunter verstanden, einen Ausdruck der Selbstbehauptung, der Identifikation, des Solidarverhaltens. Andererseits wurden die Dispute bestimmt durch die wachsenden Restriktionen seitens der NS-Funktionäre, die die Programme immer stärker beschnitten und schließlich eine Beschränkung auf „jüdische“ Literatur verlangten, ausgehend von einem rassistisch begründeten Begriff jüdischer Kultur.

„Das Dilemma lag darin“, schreibt Bernd Sponheuer in einer Studie, „daß das emphatische Insistieren auf der jüdischen Identität unter den Bedingungen des Zwangs einen unaufhebbaren Doppelcharakter annahm; Selbstbestimmung und Fremddefinition ließen sich nicht voneinander trennen: Was auf der einen Seite einen Akt der positiven Identifikation darstellte, war auf der anderen Seite ein

Musiklebens in Berlin 1933–1938. Bear Family Records Hambergen 2001 (Buch, 11 CDs, 1 DVD), S. 217, siehe auch S. 211ff.

³³ Vgl. Franziska Specht: Zwischen Ghetto und Selbstbehauptung. Musikalisches Leben der Juden in Sachsen 1933–1941. Altenburg 2000

Einschwenken in den von den Nazis vorgezeichneten Rahmen einer jüdischen Abgesondertheit. Gleich hinter dem Asyl, das im Bekenntnis zur jüdischen Identität gelegen war, begann das Ghetto als Zwischenstation eines kalt geplanten, stufenweise vollzogenen Vernichtungsprozesses.³⁴ Vor diesem Hintergrund ist auch eine Komposition von Barnet Licht zu sehen, die 1937 uraufgeführt wurde: *Thema, Variationen und Fuge im alten Stil über das Chanukkahlid „Moaus Zur“* für Streichorchester, Flöten, Cembalo und Harmonium.

Keiner der erwähnten Kantoren konnte das Ende der nationalsozialistischen Diktatur in Leipzig erleben. Einige hatten das Glück, früher oder später drohenden Verhaftungen durch Ausreise oder Flucht entkommen zu können. Wilkomirski gehört zu ihnen. Über den Zeitpunkt und den Weg seines Exils finden sich widersprüchliche Angaben. Auf der Kartei der Israelitischen Religionsgemeinde fehlen konkrete Hinweise; eine Notiz am unteren Rand: „Austr.“ (Australien) wurde später mit Bleistift hinzugefügt und lässt sich durch andere Quellen nicht bestätigen. Artikel, die zum Ableben des Kantors in Kalifornien, seinem letzten Aufenthaltsland erschienen, nennen das Jahr 1936. In diesem Jahr habe Wilkomirski Leipzig verlassen, um sich zunächst in Paris und London als Kantor eine neue Existenz aufzubauen. Nach 1945 ist er – diesen Quellen zufolge – in die Vereinigten Staaten übergesiedelt, wo er in Oakland/ Kalifornien plötzlich 69jährig verstarb.³⁵ Der Notar E. I. Mézahav (Tel Aviv) gibt in einem Schreiben vom 20. Dezember 1959, in dem er für Nahum Wilkomirski sowie dessen Ehefrau und ihren Sohn Abraham um eine „Wohnsitzbescheinigung“ bittet, dagegen folgende Informationen:

- „1. Oberkantor Nachum WILKOMIRSKI, geb. 1.1.1884 in Russland, wohnte bis 28.10.1938 in Leipzig C 1, Nonnenmuehlgasse 2–4, und wurde an diesem Tage im Rahmen der Polenaktion nach Polen abgeschoben,
2. Celia (Caecilie oder Cilly) WILKOMIRSKI geb. Riesenberg, geb. 3.10.1887 in Russland, Ehefrau des Vorgenannten, lebte in Leipzig bis etwa Februar 1939 an oben genannter Adresse,
3. Abraham (Adolf) WILKOMIRSKI, Sohn der Vorgenannten, geb. am 17.8.1917 in Bialystock, Polen, lebte in Leipzig bei den Eltern ebenfalls bis Mitte Februar 1939.“³⁶

Auch einigen anderen Kantoren glückte es, aus Deutschland zu entkommen: So ging Salomon Kupfer nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten nach Manchester, „wo er das Kantorat an der New Synagogue übernahm“ und 1965 starb. Ihm folgte sein Chorleiter Fabian Gonski, der zunächst „in die Niederlande geflüchtet war und dort monatelang vergeblich versucht hatte, ein Visum für die USA zu bekommen“. Gonski starb 1980.³⁷ Hillel Schneider ging 1939, seine Frau zwei Jahre ins Exil nach Oslo, wo sein Schwiegersohn Jacob Fried 1920 die Leitung eines jüdischen Kinderheimes übernommen hatte. Schneider starb 1941.³⁸

³⁴ Sponheuer, Bernd: Musik auf einer „kulturellen und psychischen Insel“. Musik als Überlebensmittel im Jüdischen Kulturbund 1933–1941. In: Weber, Horst (Hrsg.): Musik in der Emigration 1933–1945. Stuttgart/Weimar 1994, S. 117f.

³⁵ Den Hinweis verdanke ich Artikeln, die anlässlich des Todes von Wilkomirski in Kalifornien erschienen waren und sich im Nachlass des Oberkantors finden. Leider fehlen auf den Artikeln Quellenangaben; leider war es mir bislang nicht möglich, sie zu recherchieren.

³⁶ Die Israelitische Religionsgemeinde antwortete am 30. und 31.12.1959, dass genaue Daten nicht notiert seien und stellte diverse Vermutungen an. Die Korrespondenz mit Notar Mézahav findet sich im Archiv der Israelitischen Religionsgemeinde, Mappen 386 und 389. Für Hinweise und Hilfe danke ich Frau Ellen Bertram, Frau Klaudia Krenn – beide Leipzig – und Frau Maren Goltz, Meiningen.

³⁷ Horst J. P. Bergmeier, Ejal Jakob Eisler, Rainer E. Lotz: Vorbei ... Dokumentation jüdischen Musiklebens in Berlin 1933–1938. Bear Family Records Hambergen 2001 (Buch, 11 CDs, 1 DVD), S. 217, siehe auch S. 211ff. Auf den CDs sind auch mehrere Aufnahmen von Salomon Kupfer, zum Teil mit Chor, enthalten.

³⁸ Held, Steffen: Zwischen Tradition und Vermächtnis. Die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig nach 1945. Hamburg 1995, S. 57. Kowalzik, Barbara: Wir waren eure Nachbarn. Die Juden im Waldstraßenviertel. Leipzig 1996, S. 129.

Samuel Lampel – dessen langjährige Wirkungsstätte, der „Tempel“ in der Gottschedstraße, in den Morgenstunden niedergebrannt wurde – betete seit 3. April 1939 in der Talmud-Thora-Synagoge in der Keilstraße, die gerettet werden konnte. In ihr wurden nunmehr sowohl orthodoxe als auch liberale Gottesdienste abgehalten. Seit der Verhaftung der beiden Gemeinderabbiner Gustav Cohn und David Ochs³⁹ wirkte Lampel gemeinsam mit Max Jaffé – als dienstälteste Kantoren – zugleich als Rabbiner.⁴⁰ Barnet Licht versuchte – so lange es möglich war – ein kleines Ensemble für liturgische Zwecke aufrechtzuerhalten. Noch 1941 suchte er nach Kinderstimmen für den Chor, der im Musikzimmer der Carlebach-Schule probte.

Im Juni 1942 wurde der Vorstand der Gemeinde von der Gestapo gezwungen, „den Mietvertrag“ für die Synagoge „mit der Grundstücksverwaltung-Treuhand-AG zum 30. September“⁴¹ zu kündigen. Einen Monat später, am 13. Juli 1942, wurden Samuel Lampel und seine Frau Rosel deportiert und vermutlich kurze Zeit später in einem Vernichtungslager ermordet.⁴² Zuletzt hatten Rosel und Samuel Lampel im „Judenhaus“ Leibnizstraße 30 wohnen müssen.⁴³ Das gleiche Schicksal traf Max Jaffé, der bereits im KZ Buchenwald inhaftiert, aber wieder entlassen worden war⁴⁴; auch er wurde am 13. Juli 1942 deportiert.

Der Synagogenraum musste fortan als Lager für Lacke und Farben dienen.

Ein Gesetz vom 30. April 1939 hatte die Zusammenlegung jüdischer Familien in bestimmten Häusern verfügt, bei sogenannten „Mischehen“, wenn das Familienoberhaupt jüdischer Herkunft war oder die Kinder nach mosaischer Religion erzogen wurden. In Leipzig war mit der Aktion Ende Oktober 1939 begonnen worden, 1940 gab es in der Stadt mindestens 47 Judenhäuser.⁴⁵ Pro Familie stand in der Regel nicht mehr als ein Zimmer zur Verfügung. Größere Räume mussten sich mitunter sogar zwei Familien teilen. Demzufolge konnten aus der vorhergehenden Wohnung nur wenige Einrichtungsgegenstände mitgenommen werden. Den übrigen Besitz mussten die Betroffenen zu Schleuderpreisen verkaufen oder verschenken.

Barnet Licht beispielsweise, der seit 31. Dezember 1939 in „Judenhäusern“ leben musste, war gezwungen, seinen Flügel, der ihn jahrzehntelang begleitet hatte, aufzugeben.⁴⁶ In einer Studie von 1966 wird berichtet, der Musiker sei nach der

³⁹ Gustav Cohn und David Ochs waren nach dem Pogromnacht 1938 ins KZ Buchenwald deportiert worden. Sie wurden entlassen mit der „Verpflichtung zur schnellstmöglichen Auswanderung“. Cohn ging 1939 nach Amsterdam, geriet aber nach „dem Überfall auf die Niederlande ... in die Hände der SD-Einsatzgruppen und wurde im KZ Westerbork interniert und 1943 in Auschwitz ermordet“. Ochs „konnte im Dezember 1938 über England nach Palästina emigrieren“. Held, Steffen: Zwischen Tradition und Vermächtnis. Die Israelitische Religionsgemeinde zu Leipzig nach 1945. Hamburg 1995, S. 56f.

⁴⁰ Zu Jaffé und Lampel vgl. Kowalzik, Barbara: Lehrerbuch. Die Lehrer und Lehrerinnen des jüdischen Schulwerks 1912–1942, vorgestellt in Biogrammen. Leipziger Kalender Sonderband 2006/1. Leipzig 2006: Leipziger Universitätsverlag.

⁴¹ Ebenda, S. 59.

⁴² Held, Steffen: Zwischen Tradition und Vermächtnis, S. 59 und Diamant, Adolf: Chronik der Juden in Leipzig. Chemnitz 1993, S. 217 (Quelle: Deportationslisten aus dem Archiv von Yad Vashem, Jerusalem)

⁴³ Mitgliederkartei der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig (herzlichen Dank an Klaudia Krenn für großzügige Unterstützung) sowie Kowalzik: Wir waren eure Nachbarn, S. 204.

⁴⁴ Jaffé hatte vor der Entlassung aus dem KZ Buchenwald, wie andere Häftlinge auch, schriftlich erklären müssen, Stillschweigen über die Erlebnisse im Lager zu wahren. Zeitzeugen entsinnen sich an Verletzungen an Jaffés Arm, die auf Misshandlungen hindeuteten. Jaffé hatte zuletzt im Judenhaus in der Humboldtstraße 21 wohnen müssen (vgl. Mitgliederkartei der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig und Kowalzik: Wir waren eure Nachbarn, S. 204).

⁴⁵ Vgl. Kowalzik, Barbara: Wir waren eure Nachbarn, S. 198ff. sowie Leipziger Neueste Nachrichten vom 31. Oktober 1939, S. 3 („47 Judenhäuser in Leipzig / Ein Gesetz schafft Ordnung“), Stadtarchiv Leipzig

⁴⁶ Retten konnte er einen Teil seiner Bibliothek – Bücher, Partituren und Klavierauszüge sowie eine Reihe von gedruckten Programmen und Briefen. Rund 80 Bücher aus seinem Nachlass bewahrt das Stadtgeschichtliche Museum Leipzig auf,

Verordnung „siebenmal“ gezwungen gewesen, „die Wohnung zu wechseln“.⁴⁷ Nachweisen lassen sich die Adressen Nordplatz 7 und die Walter-Blümel-Straße 10 (heute Löhrrstraße). Wie ein Hohn liest sich der Eintrag im Adressbuch von 1943: „Barnet Licht ‚Dirigent i. R.‘“⁴⁸ Aus einem Fragebogen der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland aus dem Jahre 1940 geht hervor, dass Licht offenbar versuchte – versucht hatte –, mit Hilfe der Quäker nach England zu exilieren.⁴⁹

Die „Konzentration“ der Juden auf bestimmte Häuser diente den Nationalsozialisten vor allem dazu, die Deportationen organisatorisch zu erleichtern. Von Deportation zu Deportation wurden Wohnungen verwaist. Die Verbliebenen mussten umziehen. Dabei verringerte sich die Zahl der Judenhäuser ständig, bis zuletzt nur noch zwei übrig blieben, darunter jenes in der in der Walter-Blümel-Straße. Von diesem aus wurde Barnet Licht mit seiner Frau am 14. Februar 1945 nach Theresienstadt deportiert. Es war der letzte Deportationszug, der von Leipzig in das Lager fuhr. Licht konnte überleben und nach der Befreiung von der Nazidiktatur in die Stadt, deren Kultur er so eng verbunden war, zurückkehren. Dort starb er 1951 schwerkrank.

(Thomas Schinköth 1998/2007)

darunter auch einige Publikationen mit dem Stempel „Zentralbücherei Theresienstadt“. Auch Programme und andere Unterlagen sind dort einzusehen.

⁴⁷ Lippold, Eberhard: Die Lichtschen Chöre. Ein Beitrag zur Geschichte der Deutschen Arbeitersängerbewegung in Leipzig (= Die Musikstadt Leipzig, Arbeitsberichte, Heft 3). Leipzig 1966

⁴⁸ Vgl. u. a. Adreßbuch der Reichsmessestadt Leipzig mit Markkleeberg, Böhlitz-Ehrenberg, Engelsdorf, Mölkau 1943, Bd. 1, Leipzig 1943, S. 573

⁴⁹ Fragebogen der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland vom 14. Juni 1940, Archiv der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig.